

## 7. Sekundärliteratur

### **Der deutsche Pietismus. Eine Auswahl von Zeugnissen, Urkunden und Bekenntnissen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert.**

**Mahrholz, Werner**

**Berlin, 1921**

#### V Das Neuerwachen des Pietismus im Anfang des 19. Jahrhunderts

---

##### **Nutzungsbedingungen**

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

##### **Terms of use**

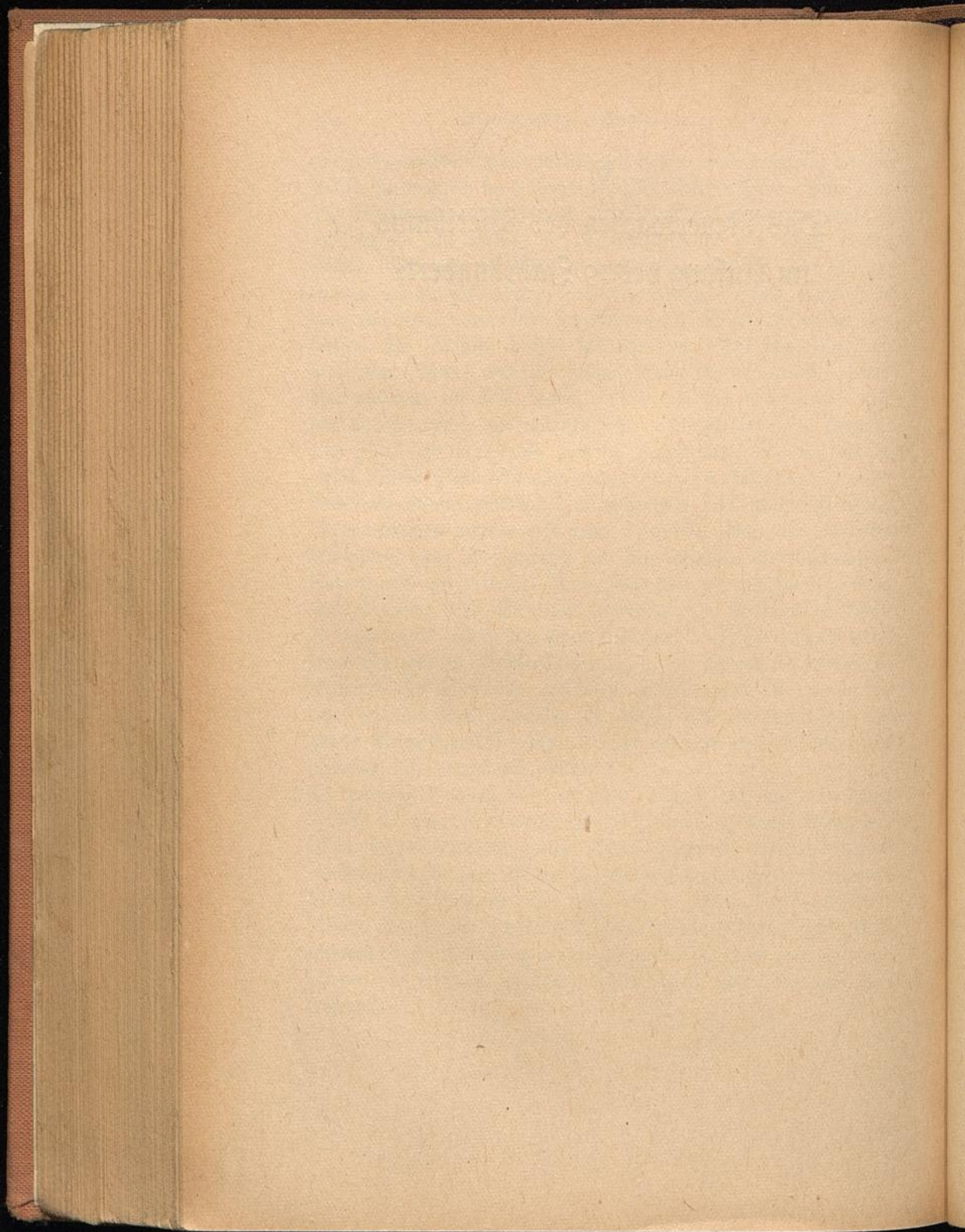
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

V

Das Neuermachen des Pietismus  
im Anfang des 19. Jahrhunderts



## Ein frommer Maler

Adrian Ludwig Richter

A. L. Richter wurde geb. am 28. Sept. 1803 zu Dresden; von früh auf zum Beruf des Malers bestimmt, ging er zwanzigjährig nach Rom, wo er dem Kreise der nazarenischen Maler nahe stand und seine Belehrungstunde erlebte; zurückgekehrt wurde er Lehrer an der Zeichenschule in Weissen, danach an der Akademie in Dresden, wo er bis an sein Lebensende blieb. Er starb am 19. Juni 1884. Der nachfolgende Bericht ist Richters „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ entnommen.

Rom, Oktober bis Silvester 1824. So war ich denn wieder im geliebten Rom, saß in meinem alten Stübchen und musterte die gesammelten Arbeiten. Farbenstudien waren wenige darunter. Die Zeichnungen waren selten auf Wirkung berechnet, dagegen zeigten sie jene Genauigkeit, besonders in den Umrissen, und Sauberkeit in der Ausführung, wie sie bei den deutschen Künstlern damals gebräuchlich war. Befriedigt fühlte ich mich nun keineswegs durch diese Sachen, denn sie waren meist sehr fragmentarisch. Wenn ich sie im Geiste mit den Studien Reinholds verglich, der so trefflich die Standpunkte zu wählen verstand, wo sich das Motiv mit Ferne, Vor- und Mittelgrund zu einem Ganzen zusammenschloß, so mußte ich meine Mängel schmerzlich genug empfinden.

Unter den vorliegenden Blättern schien mir eine Partie mit dem Rocca di Mezzo aus dem Sabinergebirge geeignet, weiter ausgesponnen zu werden. Doch soviel ich auch versuchte, durch äußeres Zusammenstellen ein Ganzes zu schaffen, so hatte ich doch keine lebendige Vorstellung, keine Idee, die mich eigentlich begeistert hätte. Alles blieb tot und äußerlich, und ich quälte mich schon mehrere Wochen ab, ohne etwas damit zu erreichen. Unmutig legte ich endlich die Entwürfe beiseite, besuchte die Ateliers der Genossen oder den Vatikan und andere Sammlungen und vergaß eine Zeitlang meine Komposition.

Eines Tages hatte ich mit großem Interesse in Grimms deutschen Sagen gelesen. Da nun die Dämmerung eintrat und ich das Buch weglegte und an die etwas blinden Scheiben des Fensters trat, stand auf einmal meine Komposition, an die ich nicht im geringsten gedacht hatte, fix und fertig, wie lebendig in Form und Farbe vor mir,

daß ich ganz entzückt darüber schnell noch zur Kohle griff und trotz des einbrechenden Dunkels die ganze Anordnung auf den Karton brachte. Es war mir das so auffallend, weil ich mich diesen ganzen Tag und schon seit länger nicht im entferntesten mit dem Bilde beschäftigt hatte und auch jenes Buch von Grimm nichts enthielt, was meine Gedanken darauf hätte lenken können. Die Idee muß ganz unbemerkt, gleichsam in der Stille, in mir gereift sein und trat nun, indem sie sich ablöste wie die Frucht vom Baume, aus ihrem Dunkel in das helle Tageslicht des Bewußtseins.

Es dauerte aber noch mehrere Wochen, ehe ich mit dem Karton zustande kam; denn bei der genaueren Ausarbeitung, zu welcher ich Naturstudien brauchte, brachten mich diese oft von meiner ersten Idee ab oder entsprachen ihr nicht genügend. Ich klagte einmal gegen Zeit, welche Mühe mir das mache. „Ei, das glaub' ich wohl,“ erwiderte er lachend, „darin besteht ja die ganze Kunst, daß Natur und Idee sich gleichmäßig durchdringen.“ Ich merkte mir das Wort und mühte mich weiter.

Es trat jetzt öfters eine gedrückte Stimmung hervor, welche mich auch veranlaßte, die Abende, anstatt in der Osteria, in meinem Stübchen allein zuzubringen. Hatte der erste in Rom verlebte Winter durch die Masse neuer Eindrücke mich nach außen gezogen und in Spannung gehalten, so schien der zweite vorzugsweise zur Betrachtung und in das eigene Innere führen zu wollen. Die Erkenntnis der größten Werke alter und neuer Kunst war in mir verwachsen, und für die herrlichen Meister, welche unter uns lebten und schafften, für ihre Geistesbildung und edle Sitte fühlte ich eine begeisterte Verehrung. Wenn ich nun aber auf mein Können oder vielmehr Nichtkönnen und auf meine große Unklarheit in Kunst und Leben blickte, dann empfand ich es tief, wie unvorbereitet ich nach Rom gekommen war und welche große Lücken auszufüllen blieben.

Ein Gebiet des Geisteslebens war es besonders, welches ich verödet und ungepflegt in mir gewahr wurde. Es war das religiöse, welches doch von Rechts wegen die Grundlage aller übrigen Vermögen sein muß, wenn sie sich gesund und einheitlich entfalten

soll. Ich weiß nicht, woher es kam, daß jetzt öfters in stillen Stunden eine Sehnsucht erwachte, etwas Festes zu gewinnen, worauf ich Verlaß haben könne in allen Lagen des Lebens, eine sichere Hand zu wissen, die mir den rechten Weg zeige aus dem, was mich beirrte oder mir zweifelhaft war. Ich hatte das Gefühl eines einsamen Schiffers auf dem Meere, der ohne Kompaß und Steuer von Wind und Wellen getrieben wird; am Himmel Nacht und keine leitenden Sterne.

Alle diese jetzt öfters auftauchenden Stimmungen waren eigentlich nichts anderes, als eine Frage nach Gott, die sich in meinem Innern mehr und mehr hervorbrängte; nach einem lebendigen Gott, dessen ich nicht bloß durch einen abstrakten Begriff, sondern auf unmittelbare Weise gewiß würde.

Wirken vielleicht in der Tiefe der Seele die Worte des alten Steuermannes in Salzburg noch fort von dem „treuen Reisegefährten und seinem Worte“, oder war es die Erinnerung an jenen Regennachmittag in dem Wirtshaus in Pinzgau, wo ich, ganz allein sitzend, durchnäßt und müde, zum erstenmal die Abschiedsreden Jesu aus dem Johannisevangelium las? Worte haben oftmals ein wunderbar zähes Leben; sie scheinen zu schlafen, aber regen und bewegen sich wie keimende Samenkörner, sobald die ersten Frühlingslüfte darüberwehen.

Solchen und ähnlichen Gedanken nachhängend, stand ich eines Nachmittags am offenen Fenster, als ein liebliches, feines Kinderstimmchen meinen Namen rief: „Signor Luigi.“ Ich sah auf und erblickte Beits Schwägerin auf dem Balkon, welche die kleine, schelmisch lachende Dorothea, Beits Kind, auf dem Arme trug. Das Kind hatte mich seit dem Frühjahr nicht mehr am Fenster gesehen und freute sich nun, den alten Hausgenossen wieder zu erblicken, wie sich Kinder freuen, wenn die Hauschwalbe im Frühjahr wieder aus dem Nest guckt. So freundlich aus meinen trüben Gedanken aufgescheucht, benutzte ich sogleich den Nachmittag zu einem Besuche bei Beit.

Wie nahe lag es doch, hier in diesem Manne, für den ich eine so große Verehrung fühlte, dessen Persönlichkeit durch hohe Geistes-

bildung, tief christlichen Sinn und herzlich schlichtes Wesen so ausgezeichnet war, den treuen Berater für die Fragen zu suchen, die mich im Innern so schwer beunruhigten. Allein, der einfältige Parzival fragte nicht, als er dem Gral so nahe war! Und vielleicht war es besser so, denn jene Fragen sollten bald auf anderem Weg eine Lösung finden.

In Weits einfachem Arbeitszimmer sah ich nun zunächst einige seiner Arbeiten. Ein vortrefflich gemaltes *Ecce-Homo*; das bleiche Antlitz Christi mit der Dornenkrone, groß und edel, von ergreifendem Ausdruck! Dann ein anderes, ganz kleines Bildchen, welches mir durch die Neuheit des Gedankens gefiel. Die schlichte Gestalt des Herrn steht vor der Tür einer einsam gelegenen Hütte und klopft an die Pforte. Es war nach der Stelle in der Offenb. Joh. 3, 20: „Siehe, ich siehe vor der Tür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Tür aufthut, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir.“ Das Bild hatte durch seine Einfachheit etwas tief Rührendes. Rist, der Bruder des Landschaftsmalers, hatte es gestochen, wobei es aber im Ausdruck sehr verloren hatte.

Ferner brachte Weis noch ein kleines Landschaftchen dazu, eine Campagnagegend mit einem Jäger am Torre del Quinto, welches ihn veranlaßte, sich über Landschaftsmalerei auszusprechen. Er meinte, die Landschaftler brächten zu viel und vielerlei in ihre Bilder. Diese würden oft bedeutender sein, wenn sie einfacher wären. Unter dem Eindruck seiner eigenen Arbeiten konnte ich mir sehr wohl denken, wie er das meinte, und die Niederländer haben es eigentlich auch so gehalten. Bei den großen Prachtscenen der Natur, z. B. Taormina mit dem Atna oder Alpengegenden, bleibt der Künstler weit hinter dem Natureindruck zurück; wogegen er bei einfachen Motiven, z. B. einem Landsee, in dem sich die Wolken spiegeln, einer Waldgegend usw. seine eigene Gemütsstimmung hineintragen und dadurch den Gegenstand gewissermaßen über die Natur hinausheben kann, indem er ihr seine eigene Seele einhaucht. Die Landschaftsmalerei scheint, wie die Musik, vorzugsweise subjektiver Natur zu sein.

Zeit besaß in zwei großen Bänden die Holzschnitte und die Kupferstiche Albrecht Dürers, von denen mir bisher nur einige der ersteren bekannt geworden waren. Diesen seinen Kunstschatz brachte er auch noch herbei, und den Eindruck, welchen diese köstlichen Blätter, die ich hier zum erstenmal beisammen sah, auf mich machten, werde ich nicht vergessen; meine Freude und Entzücken wurden noch erhöht durch die bedeutenden und erschließenden Worte Meister Beits, den ich dabei zur Seite hatte.

Eine ganze Welt tat sich da auf mit ihren ernsten und heiteren Gegensätzen, mit ihren tausendfachen Gestalten, und bis auf den kleinsten und geringsten Gegenstand war alles mit einer Vollendung dargestellt, daß es lebhaftig vor einem zu stehen schien, wie das Leben selbst. Freilich vermißte man oft bei dem deutschen Meister die Schönheit und Anmut der Formen, welche den Südländern angeboren ist; dagegen ist bei ihm Reichthum der Phantasie, tiefe Erfassung des Natur- wie Menschenlebens und ernster, männlicher Stil in solcher Fülle vorhanden, daß das wiederholte Betrachten seiner herrlichen Werke eine herztärkende Frische niemals verliert, vielmehr die Macht seines Geistes uns immer bedeutender erscheint.

Drei Blätter waren es insbesondere, welche mir tief in die Seele gingen, bei deren Betrachtung mir vor Staunen fast der Atem stockte. Wer es weiß, was es heißt, solche Gedanken lebhaftig zu gestalten, der erstaunt über eine solche Kraft, die dem Menschen gegeben ist. Ein Geist lebt in diesen Blättern, wie er aus Shakespeares größten Dichtungen uns anweht. Es sind tiefsinnige Rätsel, an denen man herumrät und zugleich erschrickt, daß sie so wirklich greifbar dastehen. Ich meine die drei Blätter, welche unter dem Namen „Melancholie“, „Ritter, Tod und Teufel“ und „Hieronymus im Gehäus“ bekannt, von Dürer in gleicher Größe gestochen und von ihm gewiß in einem inneren Zusammenhang gedacht sind. Mir erschien in der „Melancholie“ der Ausdruck des Schmerzes, daß alle Mittel und Werkzeuge nicht ausreichen, das Geheimnis des Lebens und der Natur zu erschließen, im „Ritter“ der Christ, der in seiner Ritterschaft treu und beharrlich sich nicht vom Wege abbringen

läßt, weder durch Tod noch Teufel, und im „Hieronymus“ das zum Frieden gekommene Gemüt, welches in höherer geistiger Tätigkeit sein Glück gefunden.

Welcher Künstler hat wohl das deutsche Leben und Wesen in so volkstümlicher Art wiedergegeben, als Albrecht Dürer! Das Leben der Maria, die Passion u. a. hat er ebenso in ein markiges Deutsch übersetzt, wie Luther die Bibel.

Ein großer Anteil an dem Ruhm, den Dürer bei seinen Zeitgenossen fand, gründet sich jedenfalls auf die überraschenden Fortschritte, welche die Technik des Kupferstechens durch ihn erhalten hat. Denn vergleicht man seine Arbeiten auf diesem Gebiete mit dem Besten, was vor und neben ihm geschaffen wurde, so entdeckt man mit Erstaunen, daß er es zu einer Höhe der Vollendung und Virtuosität in Führung des Stichels brachte, die noch jetzt die größte Bewunderung der Kenner erregt.

In meinem vierzehnten Jahre, als ich zum Kupferstecher mich ausbilden sollte, machte ich einige Grabstichelversuche nach Goltzius; ich weiß deshalb aus Erfahrung, welche Mühe und Geduld erforderlich ist, um mit diesem schwer zu führenden Instrument in das spröde Material nur eine Reihe gleichlaufender Striche langsam einzugraben, und welche Meisterschaft dazu gehört, dies mit Sicherheit und Freiheit ausführen zu können. Wie nun ein mit so reger Phantasie begabter Künstler, wie Meister Albrecht, dabei zugleich eine so heroische Ausdauer besitzen und solch bis ins kleinste vollendete Werke mit seiner durchgeisteten Technik schaffen konnte, das ist kaum begreiflich.

Diese und ähnliche künstlerische Anregungen schienen indes auf meine eigenen Produktionen keinen sichtbaren Einfluß zu haben; aber es war ein ungehobener Schatz, welcher nach einer Reihe von Jahren, als die äußere Gelegenheit dazu aufforderte, seine Früchte brachte. Jetzt gingen meine Bestrebungen nach einer Richtung, welche man mit dem unbestimmten Ausdruck „historische Landschaft“ bezeichnete. Mein Bild von Rocca di Mezzo war in diesem Sinne komponiert, und jedenfalls war es einheitlicher, als der im vorigen

Winter gemalte Watzmann, und das Bedutenhafte darin, wie ich glaube, gänzlich überwunden.

Eine besondere Anregung nach dieser Seite empfing ich, als ich eines Tages mit Wagner und noch einigen Landschaftsmalern die Galerie Camuccini besuchte, die ich noch nicht kannte. Die Sammlung war nicht groß, enthielt aber Meisterwerke ersten Ranges. Da stand ich plötzlich vor einem großen Bilde, einer Landschaft Tizians. Auf einem grünen Wiesenplan am Saum eines prachtvollen Waldes haben sich Götter und Göttinnen, Nymphen und Faune zu einem lustigen Zechgelage niedergelassen. Über dem üppigen Gebüsch eines Hügels erhebt sich ein stattlicher Fels, mit einer Burg gekrönt. Durch die dunklen Stämme im Vordergrunde leuchtet das blaue Meer und der goldstreifige Abendhimmel.

Ich war ganz hingerissen bei dem Anblick dieses köstlichen Gemäldes, der großartigsten Landschaft, die ich je gesehen habe; wenigstens hat nie eine andere einen solchen Eindruck auf mich hervorgerufen wie diese. Meine Freunde stellten sich aus Schelmerei Kühler, als sie waren. Mit kittelnden Bemerkungen: der Fels sei zu braun, der Baumschlag zu flüchtig, so dürfe man heutzutage nicht malen, machten sie mich ganz toll und ärgerlich, und ich nannte sie schließlich trockene Philisterseelen. Auf diesem Höhepunkte meines Enthusiasmus brachen sie in helles Gelächter aus, und Freund Wagner umhalste mich und fragte, ob ich gar nicht merke, daß sie meine Exaltation etwas abkühlen wollten. Freilich sei es ein wunder schönes Bild!

Ich war aber doch in meiner Freude recht fatal gestört worden; deshalb ging ich folgenden Sonntag, als die Galerie wieder geöffnet war, allein hin und fühlte mich ungestört mit der göttlichen Schönheit dieses Bildes. Später ist die Sammlung nach England verkauft worden. In dem Werke „d'Agincourt, histoire de l'art“ befindet sich ein mangelhafter Umriß nach diesem Gemälde.

Die Oktoberfreuden zu genießen, war auch ich mit Koch, Wagner und dem Bildhauer Lotisch, v. Hempel, Thiele und Dehne nach dem Monte Testaccio gegangen. Unter den alten Ulmen, welche den Hügel umgeben, und vor den geöffneten Kellern hatten sich

bereits fröhliche Volksgruppen eingefunden, die sich an dem trefflichen Wein labten, der hier geschenkt wird.

Roch tobte beim Anblick eines neuen, etwas eleganten Vorbaues an einem der Keller und stampfte im Zorn mit seinem Stock, der mehr einer Keule ähnlich sah, über solch ungebührliche Modernisierung: denn alles, was die alten naturwüchsigen Zustände Roms im geringsten antastete, war ihm ein Greuel. In dieser Beziehung dachte er wie alle poesie- und freiheitsliebenden Naturen mit Winkelmann, welcher aus Rom schrieb: „Ich kenne für mich nur zwei schreckliche Dinge, wenn man die Campagna anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, dann zöge ich aus. Nur wenn in Rom so eine göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist, als dies ganze Geschlecht.“

Nach und nach wurde es lebendiger auf dem Plage. Wagen kamen angefahren, gefüllt und überfüllt mit buntbeputzten Mädchen und Frauen und ihren Männern oder Liebhabern. In einem Wagen saßen vier wunderschöne Mädchen, Trasteverinnen, ganz gleichgekleidet; weißer Rock, rosafarbenes Samtjäckchen und blaue Schuhe mit großen, silbernen Schnallen, auf dem Kopfe den schwarzen Filzhut, mit Federn und Blumenkränzen geschmückt. Die Fröhlichkeit wurde lauter. Das helle Lachen der Mädchen, das Zurufen, Singen und Deklamieren der Männer, das Klingen einer Mandoline mit dem Pauken und Rasseln der Tamburins, welche den Sartarello begleiteten, alles machte die Allegria vollständig. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, daß bei all solcher römischer Volkslust, trotz Wein und Tanz, trotz des ungezwungensten Verkehrs der Geschlechter untereinander, nicht das mindeste zu bemerken ist, was einer Roheit ähnlich sieht. Gemeinheit wie Ziererei liegen den Römern gleich fern.

Wir saßen an einem der Keller, vertieften uns ins Gespräch wie in den angenehmen Frascatiner Wein und schauten dem fröhlichen Treiben zu. Ich stieg auf den Hügel, auf welchem ein einfaches Holzkreuz steht, sah zwischen den dunklen Wipfeln der Ulmen herab auf das bunte Gewimmel, das sich seines Daseins freute.

Auf dem Wiesenplane weidete ein Junge einige Schafe, weiter an der alten Stadtmauer ragte neben der Porta S. Paolo bedeutsam die Pyramide des Cestius empor und mit dem kleinen protestantischen Kirchhofe, und aus weitester Ferne grüßten aus der klaren Herbstluft die schönen Sabinerberge herüber. Es ist mir in späteren Jahren oftmals dieses eigentümlich schöne Landschaftsbild ins Gedächtnis gekommen, und ich bedauerte es, keine Zeichnung von dieser Drilichkeit gemacht zu haben.

Noch eines heiteren Begebnisses muß ich hier gedenken, weil es die Entstehung des bekannten Cervarafestes veranlaßte, welches bis heute unter den Künstlern in Rom in Gebrauch geblieben ist.

Der Maler Flor hatte im Anfang des Sommers Rom verlassen, um nach seiner Vaterstadt Hamburg zurückzukehren. Dieser sehr beliebten Persönlichkeit fühlte man sich dankbar verpflichtet; denn er war ja stets bereit gewesen, die Künstlerschar zu heiteren Versammlungen und kleinen Festen zusammenzubringen, welche sich durch seine und anderer gesellige Talente höchst ergötzlich gestalteten. Natürlich war der geliebte Genosse mit einem solennen Abschiedsschmaus entlassen worden, und mit Rührung hatte man ihn scheiden sehen. Zu aller Erstaunen hieß es plötzlich: Flor ist wieder da! Ein Schrecken vor dem Winter in seiner Vaterstadt und noch mehr ein Heimweh nach dem geliebten Rom war ihm ins Herz gefahren, als er im Herbst bis an den Fuß der Alpen gelangt war, und kurz entschlossen wandte er sein Antlitz stracks nach Süden und pilgerte wieder mit Sack und Pack der ewigen Stadt zu, umgekehrt wie der edle Lannhäuser, welcher Rom trostlos verließ, um wieder in seinen Venusberg zu fahren.

Flors Wiederkehr wurde wie ein Lauffeuer im Café Greco, Lepre und Chiavica bekannt, und sogleich wurde der lustige Beschluß gefaßt, es dürfte ihn keiner als Flor anerkennen, jeder müsse sich ihm gegenüber fremd stellen. Dies wurde denn auch auf das spaßhafteste durchgeführt, wobei der Bildhauer Braun, ein Erzschalk, die Hauptrolle spielte. Als Flor erfreut auf ihn zuellte und ihn vertraulich begrüßte, wurde er höflichst um Nennung seines Namens ersucht und bedeutet, daß man sich durchaus nicht erinnern könne,

seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Allerdings sehe er einem gewissen Flor ähnlich, einem sehr liebenswürdigen, aber höchst veränderlichen Menschen, der jahrelang hier gelebt, stets mit seiner Abreise gedroht, aber immer wieder sich anders besonnen habe und dageblieben sei. In diesem Sommer sei er aber wirklich abgereist und genieße jetzt jedenfalls Ehre und Freude die Fülle in seiner Vaterstadt. Auch hätten seine römischen Freunde ihm ein brillantes Abschiedsfest gegeben, an welches er gewiß mit vieler Nührung zurückdenken werde.

Mit ähnlichen Reden wurde er von jedem empfangen, an den er sich wendete; überall, wo er hinkam, hieß es, er sei nicht der echte und rechte Flor, und da es ihm nicht gelingen konnte, die Leute von seiner Identität zu überzeugen, so irrte er in Rom herum, wie Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hatte, bis man endlich mit ihm übereinkam, einen Zug nach der Cervara zu veranstalten, ihn dort feierlichst als den alten und echten Flor anzuerkennen und wieder aufzunehmen, und so den Scherz mit einem Feste zum Abschluß zu bringen.

Die Cervara, ein antiker Steinbruch in der Campagna, liegt etwas über zwei Stunden von Rom entfernt, und dahin bewegte sich an einem schönen Sonntagmorgen eine sehr zahlreiche Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten, von vier mit Wein und Proviant beladenen Eseln und ihren Treibern gefolgt. Schon im vorigen Jahre war ich mit einigen Freunden hier gewesen und kannte das interessante Terrain. Auf einem Wiesenplan, von felsigen Hügeln umgeben, lagerte man sich zunächst zum Frühstück. Unzählige Grotten, prächtig von Efeu und Buschwerk überwachsen, wurden durchstöbert, einige derselben waren von Leuten bewohnt, denen man allein nicht gern begegnet wäre.

Die Gesellschaft zerstreute sich in den Hügeln, einige, um zu zeichnen, Freund Pettrich, um womöglich ein paar Lerchen zu einem Mittagsgelächter zu schießen, andere wälzten Steine zu Sitzen in einen weiten Ring, in dessen Mitte auf einem größeren Block das Weinfäß gelagert wurde. Der lange Bildhauer Freund, Freund und Faktotum Thormaldsens, Bissen und ich rissen Efeu und wilden Wein zu

Kränzen von den Felsen, wobei ich von einem der Skorpione gestochen wurde, welche zu Hunderten in den feuchten Felsenrissen saßen. Der Stich dieser kleinen Bestie ist in dieser Jahreszeit nicht schlimmer als ein Wespenstich, er bewirkte nur eine starke Beule an der Hand. Braun, Stirnbrand und Hermann hatten unterdessen ein gewaltiges Feuer angezündet und beschäftigten sich mit dem Zurüsten des Mittagessens.

Mit Freund Thiele hatte ich mich auf eine der Höhen gelagert; hier waren wir dem Getümmel entrückt; fern von der Stadt her trug die Luft ein summendes Getöse unzähliger Glocken und Glöcklein herüber, wodurch wir feierlich an den Sonntag erinnert wurden; der einsame Soracte grüßte aus Norden, der Heimatgegend; es war so stille, so lieblich heiter hier oben. Ich zeichnete mir das kleine Felsental, in dessen Mitte ein mächtiger Felsen isoliert wie ein Altar sich erhob, während fernher der blaue Gennaro und die schneebedeckte Lionessa in den zartesten Farben erglänzten; Thiele, mir zur Seite im Grase gelagert, schilderte unterdessen in seiner lebendigen und geistvollen Weise Charaktere aus „Wilhelm Meister“, den er genau studiert hatte. Thiele war eine feine Natur und ein lieber, reiner Mensch, an welchen ich mich gerne angeschlossen.

Doch aus diesen idealen Stimmungen und Regionen unserer olympischen Höhe wurden wir auch durch den Opferduft von gebratenem Fleisch und Würstchen geweckt, welcher vom Festplatz herauf zu unseren Nasen drang und ihnen lieblich deuchte. Wir stiegen herab und kamen just in das lauteste Jubilieren hinein; denn eben war man beschäftigt, einen feierlichen Aufzug zu ordnen, den Flor und Esel und im antiken Senatorenkostüm anzuführen hatte. Von dem isolierten Felsenkloze hielt er eine komische Anrede, worin er um erneute Aufnahme bat und gut Regiment versprach. Braun überreichte ihm mit scherzhafter Rede den Schlüssel Roms und das Schwert der Gerechtigkeit, einen großen Hausschlüssel und ein ehrbares Brotmesser. Darauf wurde er heftig embressiert, und die Gesellschaft begab sich, nach Speise und Trank herzlich verlangend, zum schönsten geschmückten Steinring, lagerte sich auf dem Rasen um das Weinfäß, und ein jeder schmauste, was er sich

mitgebracht oder besorgt hatte; unter Jubel verfloß die Zeit im Fluge. Die Sänger, und es waren vortreffliche darunter, sangen ihre schönsten Lieder, Persönlichkeiten, die sich bisher fern gestanden hatten, schlossen sich näher aneinander, Brüderschaften wurden getrunken, hie und da auch solche, die nur der Wein zurwege gebracht hatte, die lustigsten Szenen drängten sich, Scherze und Witze sprudelten immer lebhafter und steigerten die Lust, bis der Abend nahte und der Rückweg angetreten werden mußte.

Ein paar sehr stille Gemüther, welche den ganzen Tag vom Wein fassé nicht weggekommen waren, mußten als „Blessierte“ auf die Esel gesetzt werden, von welchen sie auf dem langen Heimwege unzähligemal herabfielen, ehe sie in ihrer Behausung mit mehr Sicherheit dem Gotte Morpheus in die Arme sinken konnten.

Flor war nun wieder der alte, echte Flor, gab nach Verlauf einer Woche ein wunderhübsches ländliches Fest auf dem Monte Mario und eröffnete wieder seine öffentlichen Soireen, welche alle vierzehn Tage abgehalten wurden. Ich aber verließ um diese Zeit meine Wohnung bei Frau Mariuccia und bezog ein sehr freundlich gelegenes Zimmer mit Atelier auf der Via Tizodoro.

Da ich mein Bild nun untermalt hatte und eine kurze Pause eintreten mußte, bis die Farben getrocknet waren, zeichnete ich wieder manches nach der Natur in den nächsten Umgebungen der Stadt, so bei Aqua Acetosa den Tempel der Minerva Medica, die Ponte Nomentana und anderes; auch verkehrte ich viel mit Koch, Rhoden, Dehne und Reinhold.

Koch malte jetzt an einer Wiederholung seiner griechischen Landschaft mit dem Regenbogen, deren erste Ausführung ich schon in München gesehen hatte. Auch eine Schweizerlandschaft, die Scheidegg, hatte er in Arbeit und benutzte dazu die sehr unbedeutenden Aquarelle eines jungen Schweizers, da er selbst niemals in der Schweiz gewesen war und überhaupt keine anderen Studien dazu hatte. Er baute das Ganze nach seiner Art auf, und ich malte ihm, weil er es wünschte, ein Stück des Vordergrundes. „Ich kann die Pflänzle nit male,“ sagte er, „hab eine verdammte plumpe Pfote,

und hier muß was Leichtes, Zierliches hin." Also malte ich die Pflänzle.

Während ich damit beschäftigt war, erzählte er mir seine Jugendgeschichte, wie er daheim die Geißen gehütet hoch oben im Gebirge, und wie er mit Kohle, die er von seinem Hirtenfeuerchen genommen, große Geschichten und Landschaften an die glatten Felswände gezeichnet habe, besonders aus der Offenbarung Johannis. Der Sinn für das Große, Gewaltige, ja Phantastische hat schon im Hirtenbuble gesteckt.

Es war rührend, wie er weiter erzählte, daß er sich immer gar schwer habe durcharbeiten müssen von früh an und später. „Ja,“ meinte er, „ich wäre recht glücklich, wenn ich nur mehr Verdienst, mehr Einkommen hätte,“ und allerdings verkaufte er zu jener Zeit höchstens ein Bild, und ich konnte nicht begreifen, wie er seiner Familie Haushaltung, so höchst einfach sie auch war, bestreiten konnte. Er hatte aber eine völlig anspruchslose, brave und wirtschaftliche Frau und war trotz mancher Sorge immer bei guter Laune und frischem Mut und unglaublich fleißig vom Morgen bis zum Abend und lebte ganz seiner Kunst. Der liebe Alte ließ mir seine beiden Studienbücher aus Nevano mit nach Hause, wo ich sie recht gründlich betrachten konnte.

Mit Rhoden ging ich öfters gegen Abend spazieren. Er war zu jener Zeit zuweilen recht trübe gestimmt; seine Arbeiten erfreuten ihn nicht mehr, und er hatte alle Lust dazu verloren. Vielleicht drückte ihn manchmal das Übergewicht Rochs, welcher bei den Künstlern durch seine Genialität in größerem Ansehen stand und von ihnen aufgesucht wurde, während Rhoden schon aus dem Grunde einen geringeren Anteil erweckte, weil man in seinem Atelier schon seit beinahe zwei Jahren ein und dasselbe Bild auf der Staffelei fand, denn er arbeitete wenig.

In der Künstlerbibliothek, welcher Passavant vorstand, fand ich „Stillings Jugend- und Wanderjahre“. Ich nahm das Buch mit nach Hause und wurde von demselben in hohem Grade gefesselt. Gerade hier in Rom mußte dies Stück echten deutschen Volkslebens, so schlicht und herzenswarm erzählt, eine frappante Wirkung machen;

mindestens war es bei mir der Fall. Heimatbilder, Menschen, Gegenden und Zustände waren hier mit einer Treue und Wahrheit vor die Augen gestellt, daß jenes leise Heimweh, welches mich so oft noch in stillen Stunden beschlich, neue Nahrung erhielt. Noch mehr aber berührte der fromme Sinn des Buches eine wunde Stelle meines Herzens, deren Heilung immer dringender ein ernstes Bedürfnis wurde.

Ich war zu der Erzählung gekommen, wie Stilling, eine Stelle suchend, die Wetterstrasse pilgert und von einem Herrn Pastor bei dieser Gelegenheit ein paar vortreffliche moralische Maximen mit auf den Weg bekommt. Aber bei seiner nächsten Einklehr beim Pastor und Wetter Goldmann wird er von diesem berichtet: „Lieber Wetter, all unser Moralisieren ist nicht einen Pfifferling wert, und ich will Euch eine größere Wahrheit sagen: Wenn der Mensch nicht dahin gelangt, daß er Gott mit einer starken Leidenschaft liebt, so hilft ihm alles Moralisieren nichts, und er kommt nicht weiter.“

Diese etwas eigentümliche, aber populäre Ausdrucksweise frappierte mich aufs stärkste und traf ins Herz; denn ich erkannte daraus, daß der Gottesglaube nicht ein totes Fürhalten, sondern ein lebensvoll wirkendes Verhältnis sei, und daß aus einem solchen die sittlichen Folgen wie von selbst ganz natürlich entstehen müßten. Diese Worte lagen mir während der folgenden Tage immer im Sinne und ließen mich nicht wieder los. Aber, so fragte ich mich, kann der Mensch sich Liebe zu Gott geben? Wie soll ich zu solcher Liebe kommen?

Die Weihnachtszeit nahte, wo die Gedanken mehr als vorher nach der Heimat sich lenken und ein Heimwehgefühl das Herz dessen beschleicht, der allein in der Fremde lebt. Er weiß, daß daheim die Eltern, Geschwister, die Geliebte seiner unter dem Christbaum inniger gedenken und ihn vermissen werden. Am Christtag ging ich ins Café Greco, wo die Post einen großen Stoß Briefe abgelagert hatte, aber für mich war keiner darunter. Freilich war der Postlauf damals unregelmäßiger; ein Brief aus Deutschland war acht bis zwölf Tage unterwegs, und geschrieben wurde mir ohnedies selten. Auguste konnte ihre Briefe mir nur durch den Vater zukommen lassen, und dieser war kein Freund vom Briefschreiben; so blieben sie oft lange liegen. Betrübte

über meine getäuschte Erwartung ging ich zu Dehme, welchen gleiche Gefühle bewegten.

Er hatte ein paar recht hübsche Kompositionen, getuschte Zeichnungen, gemacht. Die erste stellte das Orgelchor einer alten Kirche am Weihnachtsabend vor. Der Kantor und seine Chorknaben, von zwei Kandelabern beleuchtet, singen in die dunkle Kirche hinab. Auf den düsteren Emporen sieht man betendes Volk, und das Mondlicht streift durch das gotische Fenster. Die andere Zeichnung zeigte ein altes Schloß mit hohen Renaissancegiebeln, das aus entlaubten alten Eichen hervorschaute und eine Reihe festlich erleuchteter Fenster zeigte, im Vordergrund ein Wasser, darin der Mond sich spiegelt. Seine Phantasie hatte ihn also ebenfalls in die Heimat getragen. Sein angefangenes größeres Gemälde, die Aussicht von Camaldoli, war zart und schön in der Färbung; aber das Bedeutenhafte dominierte. Noch fand es sentimental, wollte überhaupt von dergleichen empfindsamen Stimmungsbildern nichts wissen; denn er war seinem ganzen Wesen nach mehr eine antik klassische als romantische Natur.

So hatte ich den Christtag einsam zugebracht, denn die Trattorien mußten um sieben Uhr schon geschlossen sein. Am ersten Feiertag hatte ich den ganzen Tag fleißig gemalt und saß bei anbrechender Dämmerung noch vor dem Bilde, obwohl ich Pinsel und Palette längst weggelegt hatte, und war mit den Gedanken in der Heimat, nach der ich mit Wagner zum Frühjahr wieder zurückkehren wollte. Ich schürte die Glut im Focone, denn draußen wehte eine kalte Tramontane, und das Gebirge lag voll Schnee.

So in die Zukunft schwärmend und die Vergangenheit der letzten Jahre bedenkend, durchströmte mich plötzlich eine seltsame, aber recht glückliche, friedvolle Empfindung. Es war, als wenn ein Engel durchs Stübchen gegangen wäre und einen Hauch seiner Seligkeit darin zurückgelassen hätte. Mir kam plötzlich mein Leben wie in einem großen freundlichen Zuge vor die Augen, und ich glaubte die unsichtbare Hand zu erkennen, die mich bisher so freundlich geleitet, die mich über all mein Erwarten mit Gütern erfüllt hatte, die mir eine Verheißung für die Zukunft waren. Zum erstenmal, vielleicht

seit Jahren, konnte ich dankbar und innig freudig die Hände falten im Gebet, konnte beten so recht wahrhaft aus innerstem Antrieb, wie ich es vorher nicht gekonnt.

Am anderen Tage erfuhr ich, daß Dehne plötzlich erkrankt sei, und da seine Wirtsleute sich nicht so um ihn kümmerten, wie es früher in solchen Fällen die alte, gute Mariuccia treulich getan hatte, so ging ich täglich mehrmals zu ihm. Hier traf ich auch den Landschaftsmaler Thomas und den Kupferstecher Hoff aus Frankfurt a. M. und Ludwig von Maydell.

Mit letzterem war ich bisher in keine nähere Beziehung gekommen, obwohl mich etwas Eigentümliches und das Luchtige in seiner Persönlichkeit stets angezogen hatte; ich wußte nur von ihm, daß er aus Dorpat sei, als Ingenieuroffizier im russischen Heer gedient und den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht habe, und daß er erst seit zwei Jahren seiner alten Neigung zur Kunst habe folgen und sich ihr ganz widmen können. Mit eisernem Fleiße verfolgte er seine Studien, da er Zeit und Geldmittel wohl zusammenhalten mußte; man sah ihn deshalb selten bei den abendlichen Zusammenkünften und fast nur mittags bei Tische. Bis spät in die Nacht hinein arbeitete er unermüdlich, was nur eine so feste Gesundheit wie die seinige ohne Nachteil auf die Dauer aushalten konnte. Eine vielseitige Bildung, reiche Lebenserfahrung, bedeutendes Talent, verbunden mit ebenso schlichtem als festem männlichen Wesen, machten ihn allgemein beliebt, obwohl er nur mit sehr wenigen, u. a. dem späteren Baurat und Professor Stier in Berlin, in näheren Verkehr trat.

Seine äußere Erscheinung hatte etwas Studentisches, halb Militärisches, eine kräftige Gestalt, geistvolles Gesicht, und die blauen, scharfgeschnittenen Augen, wie das straffe, blonde Haar deuteten auf eine nordische Abkunft; denn die Familie stammte ursprünglich aus Schweden.

Maydell hatte bei Dehne Nachtwache gehalten; wir verabredeten, damit zu wechseln. Am Silvesterabend, welchen die Künstler durch ein Fest zu feiern beschlossen hatten, kam die Reihe des Nachtwachens wieder an mich. Ich traf Maydell noch bei dem Patienten, dem

es heute bedeutend besser ging, so daß er die Nachtwache als unnötig entschieden ablehnte; ich bestand aber darauf, wenigstens bis zehn Uhr bei ihm zu bleiben. Maydell schlug mir vor, im Fall ich das Künstlerfest dann nicht noch besuchen wollte, den Neujahrsanbruch dann noch bei ihm abzuwarten, ich würde auch Hoff und Thomas dort treffen, und er wolle einen guten Tee brauen; dann beschrieb er mir das Haus, in dem er wohnte, und verabschiedete sich.

Als ich nun sah, daß Dehme gegen zehn Uhr eingeschlafen war, verließ ich ihn und suchte in dem bezeichneten Gäßchen Maydells Wohnung. Bald stand ich vor einem schmalen, baufälligen Hause, dem einzigen, wo oben an den Fenstern Licht zu sehen war; denn im ganzen Gäßchen war es still und dunkel, und seine Bewohner schienen in tiefem Schlaf zu liegen. Im Hause selbst herrschte die undurchbringlichste Finsternis, und nur vorsichtig mit Händen und Füßen tastend kam ich die drei Treppen hinauf, fand hier aber trotz allen Heruntappens keine Thür. Ich mußte annehmen, daß ich irgegangen sei, und meinen beschwerlichen Rückzug wieder antreten.

Nun stand ich wieder in dem einsamen Gäßchen und überlegte, was zu machen sei. Mein Rufen und Händeklatschen war ohne Erfolg, es wurde oben nicht gehört, und noch einmal in diese Finsternis hineintauchen, noch einmal den hals- und heinbrechenden Gang zu wagen, empfand ich keine Neigung. Ich lenkte endlich die Schritte nach der nächsten Straße, wo das Festivo gehalten wurde, und hörte bald von dorthier fröhlichen Gesang und Jubilieren und erblickte die erleuchteten Fenster des Festsaales. Wieder blieb ich stehen und sah nochmals zurück. Die beiden Fenster unter dem Dache winkten so bescheiden und traulich von ihrer Höhe, als wollten sie mich an mein gegebenes Wort erinnern. So stand ich, wenn auch nicht ein Herkules, doch jedenfalls an einem Scheidewege; links die laute Lust der fröhlichen Genossen leicht erreichbar, rechts die drei ernsten, aber wie es schien, unerreichbaren Freunde.

Es war ein geheimer Zug, der mich immer wieder zu den drei lieben Menschen wies, die meinem Herzen in den letzten Tagen so nahe-

gekommen waren und jetzt da oben saßen und mich vermutlich erwarteten. Ich machte also den bedenklichen Versuch zum zweitenmal, und diesmal war ich glücklicher. Durch den dunklen Tartarus kam ich wirklich hinauf zum Wiedersehen der winkenden Sterne.

Ich hatte das erstemal einen Winkel verfehlt, von welchem aus man auf eine alte Holzgalerie gelangte, die an der Rückseite des Hauses hinlief und von dieser aus zu Maydells Tür führte. Durch das Küchenfenster sah ich, wie er eben den versprochenen Tee bereite; erfreut über mein Kommen und lachend über meine Irrfahrt führte er mich zu den anderen Freunden in die Stube.

Bald saßen wir vier bei vertraulichen Gesprächen um den Tisch, rauchten unseren Olandino zum Tee und disputierten über einige neuere Kompositionen Maydells, welche er uns vorgelegt hatte. Es waren geistreiche Zeichnungen, neu und originell in der Erfindung, meist Gegenstände romantischer Natur, kräftig in Tusche und mit der Feder durchgeführt. Auch mehrere biblische Gegenstände waren dabei, die ebenso eigentümlich erfaßt und in einem ernststen großen Stil gehalten waren.

Nach dieser Kunstschau veranlaßten wir Maydell, uns aus „Meyers Blätter für höhere Wahrheit“, welche er aus der Künstlerbibliothek geholt hatte, einen kleinen Aufsatz über den achten Psalm vorzulesen. Es war darin die Vermutung ausgesprochen, daß dieser Psalm wohl ein Nachtgesang sein möge, den David, als Hirtenknabe seine Herde bewachend, beim Anblick des Sternenhimmels gedichtet habe.

„Wenn ich schaue den Himmel, Deiner Finger Werk,  
Den Mond und die Sterne, die Du bereitet;  
Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest,  
Und das Menschenkind, daß Du Dich sein annimmst?“

Ich habe keine Erinnerung von dem, was an jenem Abend gesprochen wurde; es war auch nichts Einzelnes, was mich besonders tiefer berührt hätte; aber den Eindruck gewann ich und wurde von ihm überwältigt, daß diese Freunde in ihrem Glauben an Gott und an Christum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens

gefunden hatten und alle Dinge von diesem Zentrum aus erfaßten und beurteilten. Ihr Glaube hatte seinen festen Grund im Worte Gottes, im Evangelio von Christo. Der meinige, welcher mehr Meinung und Ansicht war, schwebte in der Luft und war den wechselnden Gefühlen und Stimmungen unterworfen. Still, aber im Innersten bewegt, hörte ich den Reden der Freunde zu und war mir an jenem Abend der Umwandlung nicht bewußt, die in mir vorging. Aber alle die kleinen, unscheinbaren Ereignisse und Eindrücke der letzten Wochen und Tage hatten den Keim hervorgelockt, der so lange Zeit mit schwerer Erde bedeckt im Winterschlaf gelegen hatte; einem Sonnenstrahl mußten alle Knospen sich erschließen; und Gott sei Dank, das geschah jetzt, obwohl ich erst am anderen Tage mir dessen recht bewußt wurde. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden,“ so war es mir auch; und als nun das beginnende Geläute der Mitternacht den Schluß des alten und den Beginn des neuen Jahres verkündete und Thomas uns aufforderte, diesen Übergang mit dem alten, schönen Choral „Nun danket alle Gott“ zu feiern, dem einzigen, welchen wir ziemlich auswendig wußten, da konnte ich recht freudigen Herzens mit einstimmen.

Dehmes Krankheit war der äußere Anlaß gewesen, welcher uns zusammengeführt hatte; eine gemeinsame Geistesrichtung, die aus dem tiefsten Bedürfnis des Herzens kam, war in dieser Stunde hervorgetreten und hat uns für das ganze Leben treu verbunden bis ans Ende dieser Erdentage; denn sie ruhen nun alle, und nur ich, der jüngste von ihnen, bin der Überlebende und segne noch heute diesen für mich so bedeutsamen Silvesterabend.

